

2)

Ophelia.

Novelle von Julius Knopf.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Die schöne Villi fing an, sich zu langweilen. In dem öden Theater war niemand, der ihr imponierte, außer Fengler, der so hübsch arrogant auftrat. Anfangs war er ihr zu häßlich. Aber schließlich gewöhnte sie sich an ihn. Da hörte sie von einer Kollegin, daß da nichts zu holen sei: er wäre verlobt. Das reizte sie. Sie kokettierte mit ihm. Wenn sie mit ihm zusammenspielte, drückte sie seine Hand fester, sah sie ihn inniger an, legte sie ihre Lippen stürmischer auf die seinigen, schmiegte sie sich dichter an ihn.

Er schwankte.

Zuerst fühlte er sich geschmeichelt, daß sie ihm Abancen machte, dann fing er Feuer. Er verliebte sich in ihre Figur, in ihre weichen, verheißenden Formen, in ihre volle leuchtende Büste.

Er war aufgeregt, wie er es noch nie gewesen. Wenn er sie umarmte, ging es ihm wie ein Feuerstrom durch den Körper, und er preßte sie so fest an sich, daß sie stöhnte. Das Publikum klatschte wie rasend über das vollkommene, naturalistische Spiel.

Aber noch blieb er fest.

Aber das sah Grethe. Sie sagte ihm kein Wort, war zärtlich wie immer, wurde aber täglich blässer. Es wühlte und arbeitete in ihr. Sie wußte sich keinen Ausweg. Scham und Scheu hielten sie davon ab, ihm Vorwürfe zu machen. Phantastisch, wie sie stets gewesen, dachte sie an's Sterben. —

Ein neues Stück war in Vorbereitung. Fengler und die Croissant sollten wieder die Hauptrollen spielen, aber es wollte immer noch nicht recht klappen. Abgespannt kamen sie Beide eines Mittags aus der Probe. Da bat ihn Villi um ein paar Minuten. Sie gingen in's Theater-Restaurant.

„Herr Fengler,“ fing Villi an, „es geht halt immer noch nicht mit dem Stück. Namentlich unsere große Szene im dritten Akt will nicht werden. Kommen Sie doch, bitte, heute Nachmittag zu einem Täßchen Kaffee auf ein Stündchen zu mir. Wir wollen dann mal ordentlich proben.“

Er sah sie starr an und schwieg eine Weile. „Ich kann heute nicht,“ sagte er endlich zögernd. „Ich wollte mit meiner Braut . . .“

Spöttisch musterte sie ihn. „Ach so! Sie haben Angst zu mir zu kommen — geradheraus. Ich werd' Sie nicht beißen. Oder erlaubt's Ihr holde Braut nicht, Sie kühner erster Held und Liebhaber? Wissen Sie was! Bringen Sie einfach Ihren Feldwebel mit, wenn Sie allein nicht dürfen.“

Er fühlte, wie ihm das Blut ins Gesicht schoß. Er biß sich auf die Lippen und starrte auf die Erde.

„Na,“ fuhr sie fort, „ich bin nicht gewohnt, jemanden erst lange zu bitten. Wenn Sie nicht wollen . . .“ Sie erhob sich und wollte an ihm vorbei gehen. Dabei streifte ihn ihr Kleid, und flüchtig berührte ihre warme, weiche Hand sein heißes Gesicht.

Erregt sprang er auf, zahlte und ging mit ihr hinaus.

„Nun?“ fragte sie, als sie sich an der nächsten Ecke trennten.

„Ich werde kommen . . . um drei Uhr.“

Lächelnd verabschiedete sie sich von ihm.

Punkt drei Uhr fand er sich bei ihr ein. Das Herz klopfte ihm bis an den Hals hinan. Er fieberte. Von seiner Rolle wußte er kein Wort, so aufgeregt war er. Er würdigte die schöne Zimmereinrichtung nicht eines Blickes. Ein weiches Fliederparfüm fiel ihm auf die Sinne. Er war willenlos.

Als er am späten Nachmittag von ihr ging, war er nicht mehr frei; sie hatte ihn unterjocht.

Am Abend spielte er gut, zum ersten Mal in seinem Leben.

Von nun an lebte er ein Doppelleben. Zu feige und zu bequem, mit Grethe zu brechen, heuchelte er sich von einem Tag zum anderen durch, in der Hoffnung, daß sie zu Hause nichts merkten. Aber es fiel auf, daß er, der solange solide gewesen, jetzt manchmal ganze Nächte hindurch fortblieb. Auch die Nachmittage war er oft nicht zu Hause.

Das Verhältnis zwischen Fengler und der Croissant kannte bald jeder im Theater, von der jüngsten Choristin bis zur ältesten Heroine. Die Croissant gab sich auch keine Mühe, besonders geheim zu thun. Im Gegentheil, sie paradierte damit und war stolz darauf, ihn dem tugendhaften Bürgerpuffel abwendig gemacht zu haben.

Gefällige Zwischenträgerinnen fanden sich bald, die Frau Thiele alles haarklein erzählten. Diese schäumte vor Wuth, umso mehr da sie merkte, daß auch Grethe von den Klatschbasen nicht verschont geblieben war.

Trübsinnig ging diese umher. Kaum, daß sie ein paar Bissen über die Lippen brachte! Wenn die verzweifelnde Mutter in sie drang, doch wenigstens etwas zu genießen, so lächelte sie freundlich und würgte einige Kleinigkeiten hinunter. Sie sprach noch weniger als sonst. Nur als davon die Rede war, die Verlobung zu lösen und den Menschen rauszuwerfen, thautete sie auf. Sie schwor, sich etwas anzuthun, wenn das geschähe. Seufzend fügte sich die Mutter.

Der Meister merkte nichts. Tagsüber hatte er unten im Laden mit den Stiefeln zu thun, Mittags machte er sein Schläfchen, und Abends las er sein Leibblatt.

Von Eifersucht getrieben, hatte Grethe ihrem Bräutigam schon mehrmals nach der Probe aufgelauret. Sie hatte gesehen, wie er in zärtlicher Unterhaltung mit der Nivalin aus dem Theater gekommen war, und wie beide den Weg nach der Wohnung der Schauspielerin eingeschlagen hatten. Eine innere Scheu hielt sie davon ab, ihnen zu folgen; wohl auch die Furcht, sich um den letzten Rest der Hoffnung zu bringen. Sie lullte sich immer noch mit Gewalt in trügerische Zweifel ein. Vielleicht, daß doch nicht Alles wahr wäre?

Eines Tages wurde sie von einigen Choristinnen bemerkt, welche sie mitleidig ansahen. Voll Scham und Gram war sie davon gerannt.

Sie konnte immer noch nicht den Gedanken fassen, daß er sie betrog. Er hatte ihr doch tausendmal geschworen, daß er sie liebte, und noch jetzt that er das oft, indem er sie herzte und küßte. Er konnte doch nicht zwei zugleich lieben! Und noch dazu so Eine! Vielleicht übertreiben die Leute! Ihr kleines Gehirn vermochte nicht, sich in diesem Labyrinth von Gedanken zurechtzufinden.

Nein, so durfte es nicht weiter gehen! Gewißheit mußte sie haben. Als sie wieder einmal nach dem Theater ging, kam ihr die Croissant entgegen. Grethe gab sich einen Ruck und trat hart an sie heran. Die lächelte spöttisch und wollte vorbei. Grethe hielt sie fest.

„Fräulein Croissant, auf ein Wort! Ist es wahr, daß Gustav . . . daß Herr Fengler . . .“

„Ach, Sie sind die kleine Grethe Thiele,“ fiel ihr die Schauspielerin ins Wort und musterte sie gelassen von oben bis unten. „Nicht übel! Gustav hat keinen schlechten Geschnitz gehabt; nur 'n Bissel hausbacken.“

„Fräulein,“ bat Grethe flehend, „ich wollte Sie nur fragen, ob an dem Gerede der Leute wegen Ihnen und Gustav was dran ist.“

„Fragen Sie ihn doch selber.“

„Das hab' ich schon gethan,“ sagte Grethe mit flackernder Stimme; „er stellt's in Abrede, und nun wollte ich . . .“

„Was!“ unterbrach die Croissant sie, „stellt's in Abrede? Na so'n . . .! Ach so . . . ich verstehe, warum. Arme Kleine! Er will Sie schonen.“ Ueberlegen lächelte sie. „Wissen Sie, machen Sie sich nichts d'raus. Er paßt doch nicht zu Ihnen. Schlagen Sie sich den lieben Gustav aus'm Kopf.“

Flüchtig grüßend rauschte sie davon.

Grethe folgte ihr und sah, wie sie in ihre Parterrewohnung eintrat. Ohne sich Rechenschaft zu geben, warum, stellte sie sich in den gegenüberliegenden Hausflur. Nach einer halben Stunde kam Fengler. Sie bemerkte, wie er ins Zimmer trat und die Schauspielerin küßte, wie diese sich wehrte, auf ihn einsprach und ihn schließlich fest umschlang. Dann wurden die Vorhänge vorgezogen. —

Am Abend gab man den Hamlet. Fengler spielte die Titelrolle, die Croissant die Ophelia. Auch Grethe war im Theater, diesmal ohne die Mutter. Sie verfolgte theilnahmslos die Vorgänge auf der Bühne.

Nur als Ophelia, wahnsinnig, Raute und Maßliebchen im Haar, auftrat, verfolgte sie starr das Spiel. Ihr Auge

leuchtete verständnißvoll auf. Sie wandte keinen Blick von der wahnsinnigen Ophelia und sah sie mit glühenden Augen an. Sie liebte.

Als Ophelia ihr Klage lied sang — sie sang es mit aufleuchtender Stimme, rollte dabei mit den Augen und streckte die Hände mit den funkelnden Brillantringen gen Himmel wie ein Prediger, da weinten die Frauen im Parkett und in den Rängen, und es ging ein Nauschen durch die weiten Räume wie von gebrauchten Nasentüchern. Grethe lächelte geheimnißvoll und faßte sich nach dem Kopf, in dem es so eigen rasselte und hämmerte.

Noch vor Schluß der Vorstellung ging sie nach Hause und legte sich ins Bett, ohne auf die besorgten Fragen der Mutter zu antworten. Sie wälzte sich auf dem Lager und fand keinen Schlaf. Die wahnsinnige Ophelia, die richtige, stand vor ihr und wollte nicht weichen. Grethe richtete sich im Bett auf und sang mit ihrer süßen, zarten Stimme:

Und kommt er nicht mehr zurück?
Und kommt er nicht mehr zurück?
Nein, nein, er ist todt!
So ruh' denn in Gott!
Er kommt nie mehr zurück.

Dann kauerte sie sich auf den Bettrand, zog sich das Hemdchen fester um die Glieder und starrte lächelnd nach der Decke.

So fand sie am andern Morgen die Mutter. „Grethel,“ rief sie verwundert, „Grethel, steh' doch auf! Es schon acht Uhr.“

Aber Grethe antwortete nicht. „Nanu, Grethel, was is Dir denn?“ fragte die verwunderte Mutter.

Grethe antwortete nicht. Da faßte Frau Thiele sie an die Schulter. Wie vom Frost geschüttelt, schauerte das Mädchen zusammen, sah die vor ihr Stehende starr und leer an, lächelte und sagte Weinerlich: „Na—a?“

„Aber Grethel, mein Kind, ist Dir was? Kennst mich denn nicht? . . . Grethel!“ rief sie verzweifelt, „Grethel!“

„Na—a?“ sagte das Mädchen nochmals; und das Klang wie das Klagen eines Kindes. Und dabei verzog sie das süße Gesichtchen zu einem schmerzhaften Lächeln.

Die Mutter rang die Hände und lief jammern hinaus. „Fengleer!“ schrie sie, „Vater! O Gott, o Gott, o Gott! Vater hol' mal schnell den Doktor, mit Gretheln is nich richtig!“

Nun stürzten sie alle drei in Grethe's Zimmer. Sie saß noch immer auf dem Bettrand und stierte nach der Decke.

Fengler raufte sich die Haare, kniete dann vor ihr nieder, und faßte ihre herunterhängende Hand. Wieder fuhr sie zusammen, riß sich los, lächelte darauf und wiederholte ihr: „Na—a?“

Dicke, große Thränen rollten über das Gesicht des Meisters. Schnell setzte er sich die Mütze auf und ging zum Arzt.

Fengler aber lief jammern im Zimmer umher, weinte, was er weinen konnte, und klagte mit seinem beweglichsten Pathos in Zitaten aus allen Klassikern. Dann blieb er vor Frau Thiele stehen, warf sich vor ihr nieder und rief: „O, Frau Thiele, ich bin der elendeste Mensch unter der Sonne!“

„Ja, das sind Sie, Fengleer,“ sagte sie überzeugt. „Aber nu stehen Sie man auf. Und wenn Sie sich die Knien wund rutschen und jammern, wie Jeremias — unjesehen können Sie's doch nich mehr machen.“

Fengler stand auf, zog das Taschentuch aus der Rocktasche und — stäubte sich das Beinleid ab.

Der Arzt kam. Er untersuchte das Mädchen und schüttelte den Kopf. Auch ihm antwortete sie nicht, und wenn er sie berührte, da sagte sie nur immer wieder: „Na—a?“

Er winkte den Vater ins Nebenzimmer und sprach mit ernster Theilnahme von einer Geistesumnachtung infolge hochgradiger Nervenüberreizung. Ob Heilung möglich, könne er heute noch nicht beurtheilen, doch sei der Fall nicht hoffnungslos. Das Beste wäre Ueberführung in eine Anstalt.

Der Meister streckte abwehrend die Hände aus. „Mein Kind in 'ne Anstalt! Nie! Nie! Mein Kind bleibt bei mir, das jeb' ich nich fort.“

Käseljuckend verschrieb der Arzt ein Rezept. Dann empfahl er sich.

Der Vater warf sich stöhnend auf einen Stuhl und brütete vor sich hin. Seine Frau kam weinend in die Stube. Sie hatte gehorcht.

„An allem is der Fengleer schuld!“ jammerte sie.

Der Alte fuhr auf.

„Fengleer? Wieso?“

„Na haste denn nichts gemerkt? Du siehst und hörst aber auch rein garnichts. Er hat doch das Verhältniß mit der Schauspielerin, und das hat sich Grethel so zu Herzen genommen, und sie hat sich jegrämt und das is ihr nu zu Kopf jestiegen. Ich hab' das gleich jemerkt. Du weißt, ich bin 'n verdammt schlaues Weib.“

„Ne dumme Gans bist Du!“ schrie er. „Warum sagste mir das jetzt erst, wo's zu spät is. Warum haste mir das nich schon längst erzählt! Du . . . Du!“ . . . Mit geballter Faust ging er auf sie los. Sie retirirte.

Da kam der Lehrbursche. Es seien Kunden im Laden. Der Meister möchte runterkommen.

„Frau, jeh' Du runter,“ bestimmte er. „Aber vorher schid' mir Feglern.“

Verstört kam dieser ins Zimmer.

„Sie wünschen, Herr Thiele?“

Dieser antwortete ihm nicht, sondern sah ihn nur groß an.

„Sie haben mich rufen lassen, Herr Thiele?“

„Schust! Lump! Kanaille! . . .“ Der kräftige Mann zitterte vor Wuth am ganzen Leibe. Er stürzte sich auf den Fassungslosen, packte ihn an der Kehle und presste seine harten, schwielligen Hände wie eiserne Klammern um seinen Hals.

Fengler schnappte nach Luft und suchte hilflos mit den Händen umher und stöhnte abgebrochen: „Herr . . . Thiele . . . Gnade . . . Hilfe . . . Jesus!“ . . .

Immer fester umspannten ihn die erbarmungslosen Hände. Die Sinne schwanden ihm schon.

„Mörder . . .! Sie morden . . . mich . . .“ röchelte er noch. „Mörder!“ . . .

Die Klammer löste sich.

„Mörder,“ sprach Thiele leise nach. „Mörder, nee, Mörder darf ich nich werden. Dann würden ja meine Grethe und meine Frau verhungern müssen. Geh'n Sie, Fengleer! Geh'n Sie gleich und lassen Sie sich nie mehr sehen! Geh'n Sie . . . mir flimmer's roth vor die Augen.“

Fengler versuchte zu gehen, aber seine Kniee wankten, er konnte nicht. Er legte die Hand lindernd auf die schmerzenden Striemen am Hals.

„Fengleer — raus! Oder bei Gott“ . . . Er ging wieder auf ihn zu, die Augen blutunterlaufen.

Fengler nahm alle Kräfte zusammen, taumelte auf die Thür zu und entfloh.

Thiele setzte sich und schlug in ohnmächtiger Raserei mit der Hand ununterbrochen auf die Tischplatte, daß die Haut aufplagte und das rothe Blut hervorrieselte.

Er achtete nicht darauf und brütete vor sich hin. Da steckte der Lehrling den Kopf durch die Thürspalte.

Die Frau Meisterin konnte mit den Kunden nicht fertig werden.

„Is jut, Fritz, ich komme selbst.“

Der Bursche ging.

Thiele wickelte sich sein geblühtes Taschentuch um die schmerzende, blutende Hand und ging hinunter in den Laden. —

Das Osterci.

Eine kulturgeschichtliche Skizze.

Nur wenige alte Volksbräuche sind von unserem modernen Leben so allgemein bewahrt worden, wie die österliche Eierpende. Für Jung und Alt ist das Osterci ein Gegenstand wechselseitiger Ueberachtung und mannigfachen Vergnügens geblieben. Alles freut sich der bunten, vielgestaltigen Eifiguren, die alljährlich in immer neuen Variationen die Confiturenläden füllen.

Freilich lassen diese Kunstwerke die Herkunft der Sitte kaum noch ahnen. Man muß schon in ländliche Gegenden gehen, um mehr von ihr zu hören. Da werden am Ostermorgen wirkliche Eier, geschmückt oder gefärbt, im Garten versteckt und dann unter großem Jubel von den Kindern gesucht. Das ist die ältere Form des Brauches. Die Stadt hat an stelle des Naturproductes Imitationen aus Zudervert gefeßt, und wo sich das Verstecken erhielt, mußte man in der Ermangelung eines Gartens mit Winkeln im Zimmer fürlieb nehmen.

Woher stammt aber der Brauch überhaupt, und welchen Sinn hat er? Das wird uns nicht zweifelhaft bleiben, wenn wir ihn, gestützt auf Julius Dypfers Forschungen, im Zusammenhang mit einigen anderen Osterfitten betrachten.

Charakteristisch ist zunächst, was im Böhmerwald geübt wird. Dort ist jedes Mädchen verpflichtet, dem Geliebten ein

Bündel mit Gewaaren und Wäscheftücken zu schenken. Nothwendig sind: ein Osterlaib, Eier, ein Hemd, ein Hals- und ein Sack- tuch. Dafür muß dann der Bursche das Mädchen im Wirthshaus freihalten. Noch häufiger findet zur Osterzeit ein regelrechtes Gabensammeln statt. Man kennt derartige Bräuche sowohl in Böhmen, wie in ganz Deutschland. Eier, Brot und Honig- kuchen bilden dabei die Hauptstücke. Das Sammeln selbst geschieht in der Regel auf zweierlei Weise. Bald erscheinelt man die Gaben durch Bitten und Gefänge, bald erzwingt man sie mit der Ruthe in der Hand und durch nächtlichen Angriff. In Böhmen überfallen die Knaben in aller Frühe mit geslochtenen Weiden- reifern die schlafenden Mädchen, peitschen sie scherzhaft aus dem Bette und pressen sich ihre Gaben. Das sächsische Erzgebirge kennt als Angriffsmittel Nadelholzweige, die „Fiten“ genannt werden, während in Norddeutschland Birkenruthen im Gebrauche sind. Etwas gemildert findet sich dieses Verfahren auch in Schlesien. In deutschen Gegenden wird der Brauch „Schmadoftergehen“ oder „Ofterpeitschen“ genannt. Hervorstechend an dem Ganzen bleibt immer, daß die Frauen und Mädchen die Geschenke geben, während die Männer und Knaben sie erfordern.

Wenn es sich auch bei alledem heute fast nur um Kinderspiele handelt, so liegt der Sache doch mehr zu Grunde. Was die Jugend im Spiele treibt, ist oft nichts anderes als eine Nachahmung des Thuns der Alten; in Kinderspielen lebt gar häufig ein Stück Ver- gangenheit fort.

Wie sah es aber in dieser Jahreszeit bei unseren Vorfahren aus? Sie standen im Begriff, die Winterquartiere zu verlassen. Draußen auf der Walfstatt, wohin es zunächst ging, sollte nicht nur Rath und Gericht gehalten, sondern auch geschmaust und kurzweil getrieben werden. Da galt es, zu rüsten und vor allem die zur Schmauserei nöthigen Gewaaren herbeizuschaffen. Die Männer traten vor die Frauen, um zu fordern, was diese in den Vorrathskammern auf- gespeichert, und wenn sich Widersprechen zeigte, so wurde wohl auch Gewalt angewendet. Dieses Einholen muß stellen die Osterspiele der Kinder dar, und der Gebrauch der Ruten läßt gewiß ohne Uebertreibung erkennen, in welcher Weise unsere Altvordern ihrem Begehren Nachdruck verliehen. Auch die Art, wie im Böhmerwald das Mädchen den Burschen beschenkt, führt in die alte Zeit zurück. Ganz so mag einst beim Auszug auf die Sommerweide die Frau den Mann mit den Erzeugnissen ihres winterlichen Hausfleißes aus- gestattet und mit Lebensmitteln versehen haben. Dafür konnte sie dann auf dem Raifelde an den gemeinsamen Freunden und Genüssen theilnehmen.

Daß es in allen uns überlieferten Osterbräuchen vornehmlich auf die Eierspende ankommt, spiegelt nur den damaligen Stand der Lebensfürsorge wieder. Die einfache Wirthschaft konnte in der ersten Frühlingszeit außer Eiern nichts Besonderes bieten; darum mußte es gerade dieser Artikel sein, auf den sich das Einsammeln vorzugs- weise richtete. Um den Bedarf zu dem festlichen Schmaus decken zu können, war wochenlanges Aufspeichern nöthig. In vielen Gegenden Deutschlands wird es noch heute die Hausfrau für eine Verübung halten, vor Ostern ein Ei wegzugeben; zur Festzeit dagegen werden die Eier haufenweise verpackt und verbraucht. Wie es Frauenart ist, mögen aber die weiblichen Familiengenossen unserer Vorfahren inmitten aller Veranstaltungen auch an die Zeiten nach dem Fest ge- dacht und manchen Vorrath bei Seite gebracht haben. Das ist es offenbar, was uns das heutige Ver- steden der Oftereier veranschaulicht, während das Suchen zeigt, wie die Männer Haus und Garten nach Eierlagern und Hühnerneuern durchstöberten. Auch das Ausschmücken der Eier weist in diese Ver- gangenheit zurück; der Zierrath entspricht ganz der hohen Werth- schätzung, deren sich der ledere Proviandgegenstand erfreute, und außer- dem muß berücksichtigt werden, daß es sich zugleich um eine Kunstgabe, um eine Spende für das Opfermahl handelte, die zu Ehren der Geisterwelt besonderes Puzes bedurfte.

Als dann das Christenthum einzog und die besondere Frühlings- feier der Alten durch das Ofterfest verdrängte, koncentrirten sich alle in diese Zeit fallenden Bräuche auf die christlichen Festtage. Schließ- lich ging, was die Großen im Erisse geübt, in die Spiele der Kinder über. So ist insbesondere der Brauch der Eierspende auf uns gekommen, und wenn auch die ursprünglich mit ihm verbundenen dramatischen Szenen, wie das Peitschen oder das Verpeitschen und Suchen bald ganz vergessen sein werden, so wird doch das bunte Ofterei noch lange seinen Platz behaupten. —

Heinrich Lannenberg.

Kleines Feuilleton.

— Eine Aenderung des Kalenders? Die abnorme Bitterung des vergangenen Winters hat nicht nur in Latentkreisen die Frage entstehen lassen, ob es denn mit unserer Kalender ganz richtig steht. Freilich, wäre weiter nichts vorhanden, als die eine Thatsache, daß wir im Dezember außerordentlich mildes Wetter, im März dagegen bis zum 27. strenge Winterkälte hatten, so würde das eben als ein Aus- nahme-fall zu betrachten sein, den man auf sich beruhen lassen müßte. Dieser Ausnahme-fall ist aber, wie man sich erinnern wird, seit einer Reihe von Jahren bereits die Regel, und auch sonstige sogenante Abnormitäten sind beim Wetter an der Tagesordnung;

beispielweise verregnen die Juliferien regelmäßig, während ebenso regelmäßig in der Schulzeit des August die vorher fällige Julihitze eintritt. Durch solche und ähnliche Thatsachen, die in Amerika in gleicher Weise beobachtet wurden, sind namhafte Meteorologen bereits vor drei Jahren dazu veranlaßt worden, die Vermuthung auszusprechen, daß bei der Ordnung des Kalenders von den Astronomen ein schwerer Irrthum begangen sein müsse. Die Astronomen freilich wollten von einer derartigen Thatsache nichts wissen und wiesen alle dahin zielenden Andeutungen mit Entrüstung und großem wissenschaftlichen Dünkel zurück.

Nun sind aber vor Kurzem zuerst auf der Sternwarte in Buffalo zwei folgenschwere Thatsachen bemerkt worden, die auch auf einer Reihe anderer und großer Sternwarten durchaus bestätigt sind; aus denselben geht hervor, daß den Astronomen zwei sehr wesent- liche Momente bei der Orientirung am Himmel bisher entgangen sind, Momente, die unfehlbar von regulirendem Einfluß auf die Bestim- mung der jährlichen Daten sein müssen.

Das erste liegt in der seit Jahren bekannten Bewegung der Erdaxe. Die Erdaxe ist die Richtung der unveränderlichen Weltaxe, welche das Himmelsgewölbe im feststehenden Himmelspol schneidet. Auf ihn beziehen sich alle Ortsangaben am Himmel. Ist dieser Punkt kein feststehender, sondern bewegt er sich in regelmäßiger Weise, so ändern sich auch alle Ortsangaben; hat sich z. B. der Pol um einen Grad am Himmel verschoben, so ist dadurch auch die Mittagshöhe der Sonne um einen Grad geändert. Bisher ist man stets der Meinung gewesen, daß diese Aenderungen der Drehungs- axe unserer Erde so gering seien, daß man nicht sonderlich auf sie achten braucht; es ist aber jetzt unzweifelhaft festgestellt, daß die Poländerung jährlich beinahe eine halbe Minute ausmacht, eine Größe, die sich im Verlaufe der Jahre schon zu einer stattlichen Höhe addirt hat.

Der zweite Umstand betrifft die Bewegung des Polarsternes, den man stets bemittelt hat, um in bequemer Weise den Himmelspol zu finden. Auch hier wußte man zwar seit lange, daß eine Bewegung erfolgt; doch ist sie erst jetzt in ihrer ganzen Größe von $\frac{1}{4}$ Minuten jährlich erkannt worden.

Kaum waren diese bedeutsamen Entdeckungen gemacht, als die Astronomen auch sofort darauf gingen, alle Feststellungen auf den wirklichen Himmelspol, der zwischen dem bisherigen Polarstern und dem bekannten Sternbilde Cassiopeja liegt, zu beziehen. Hieraus be- zogen, steht die Sonne durchaus noch nicht so hoch, als man glaubte; wir sind dem wirklichen Datum vielmehr um volle 28 Tage voraus, so daß man morgen eigentlich noch nicht den 1. April, sondern erst den 4. März zu schreiben hätte.

Kaum war die Thatsache festgelegt, als die Reichsregierung auch dem Bundesrathe einen Gesetzentwurf vorlegte, durch welchen die nothwendige Aenderung beschloffen werden sollte. Hiergegen erhob aber der Finanzminister Miquel energischen Einspruch; er be- tonte, daß er sich genöthigt sehen würde, sämmtlichen Beamten Ge- haltzuschüsse von vier Wochen zu bewilligen, ohne daß doch ent- sprechende Einnahmen vorhanden wären; denn die Steuern ließen sich doch nicht ohne weiteres entsprechend erhöhen. Wie wir hören, hat man sich schließlich dahin geeinigt, die Regulirung in einem Zeitraum von 14 Jahren vorzunehmen, indem man alljährlich eine Verbesserung von zwei Tagen eintreten läßt. Morgen tritt die Kalender-Kommission des Bundesrathes zusammen, um dem Gesetzentwurf die endgültige Fassung zu geben, in welcher er dem Reichstage unmittelbar nach seinem Wiederzusammentreten vorgelegt werden soll.

Wir müssen erklären, daß wir diese Eile nicht begreifen; wir wünschen vielmehr, daß der Reichstag vorläufig keine Aenderung des Kalenders gutheißt, sondern die Regierung ermächtigt, diese wichtige Angelegenheit auf internationalem Wege zu regeln. Den Bericht der zu ernennenden internationalen Kalenderänderungs- Kommission entgegenzunehmen, ist auch am 1. April des kommenden Jahres noch Zeit genug. —

Theater.

r. Das Schillertheater fährt unentwegt fort, dem Philistertum zweiten Grades die zuderige Kost vorzusetzen, an der vor einem halben Menschenalter das Philistertum ersten Grades herumgeschleudert hat. Als Muster jener saden Salonfüße, die zu Anfang der achtziger Jahre das Ergöhen der vornehmthuenden Oberflächlichkeit ausmachten, läßt sich wohl Blumenthal's Lustspiel „Die große Glocke“ bezeichnen. Einige kleine Wahr- heiten kommen da wie Knallbonbons verpackt auf den Tisch; aus einer Atrappe holt der Dichter Zuderbäder ein Kohrstöcklein hervor, mit dem er förmlich wild zum Schläge auf die gesellschaftliche Lüge ausholt. Aber fleh da, der Scherendöther lächelt schon wieder, und damit das Publikum nach dem aus- gestandenen Schred ein um so größeres Wohlgefallen habe, regalt er es mit einer Reihe so stark überzuckerter Verlobungen, daß selbst Reiß-Weißlingen und Weichenkresser nicht mehr konturriren können. Soweit das Personal des Schiller-Theaters in der gestrigen Auf- führung Liebespaare darzustellen hatte, folgte es gewissenhaft den Intentionen des Dichters und überbot sich in süßlicher Spreidweise. Eine Figur von glaubwürdiger Komik schuf Herr E y b e n in seinem Pantoffelhelden Konful Gundermann. —

Archäologisches.

c. Eine Statue des Julianus Apostata ist, wie Michon in der Pariser „Société des Antiquaires“ mittheilte, kürz-

lich in Antiochia gefunden worden. Sie ist eine Wiederholung zweier im Louvre und im Museum von Cluny aufbewahrter Statuen, die man als Portraits dieses Kaisers ansieht, und ist ihrerseits für die Identifikation desselben sehr wichtig. Sie zeigt eine merkwürdige Uebereinstimmung mit einer Skulptur, die vor einiger Zeit in den Ruinen von Antiochia gefunden wurde. Der Kaiser erscheint im Philosophenkostüm; daß man ihm dieses statt des gewöhnlichen kaiserlichen Kostüms gegeben hat, kann als eine Schmeichelei an die Adresse des Julianus betrachtet werden, der viel darauf gab, als kaiserlicher Philosoph zu gelten. —

Kulturgeschichtliches.

— Wie man vor 370 Jahren in Leipzig die „englische Schweißsucht“ kurirte. Anno 1529 hat, so erzählen die „L. N. N.“ nach einer alten Chronik, nach einem harten Spätwinter und einem nassen Sommer eine „neue giftige und zuvor unerhörte Krankheit grassiret“. Man nannte sie die englische Schweißsucht, weil sie 1486 zuerst in England entstanden sein und daselbst 40 Jahre lang grauam gewüthet haben sollte. Die Symptome dieser Krankheit waren harter Schlaf und großer Angstschweiß. Einige Kluge Leute meinten nun, weil der Kranke sich des Schlafens nicht erwehren konnte, der Schlaf sei das Schlimme, das die Genesung hindere, und wer genesen wollte, der müsse sich des Schlafes 24 Stunden enthalten. Um nun dies zu erreichen, rüttelte und schüttelte man die Armen 24 Stunden lang. Bei vielen beschleunigte diese Schüttelkur natürlich die Krankheit nur, und „sie gingen im Schlafe also dahin“. Manche aber, die vielleicht garnicht so krank waren, brachten es fertig, 24 Stunden wach und am Leben zu bleiben. Dann sagten die klugen Leute: „Seht, unsere Schüttelkur hat geholfen!“ Nicht minder schlau fing man es an, das andere Symptom, den Angstschweiß zu bekämpfen. Man dachte: „Wös muß Wös vertreiben“ und „von eitlichen ward fürgegeben, es müßte einer 24 Stunden nach einander schwitzen und mittlerweile keine Luft von sich gehen lassen“. Sobald sich nun jemand ein wenig über Schweiß beflagte, fielen sogleich die übrigen Hausbewohner über ihn her, brachten ihn eilends ins Bett und legten einen Haufen Federkissen, Pelze und was sonst vorhanden war, auf ihn. Damit aber der Kranke die Betten und andere Dinge nicht von sich werfen könnte, legten sich bisweilen mehrere Leute oben darüber und beschwerten ihn dermaßen, daß er weder Arm noch Bein regen konnte. Dazu wurde, obwohl Sommerzeit war, warm eingehetzt, und alle Fenster und Thüren aufs sorgfältigste zugehalten, daß ja kein Lüftlein zum Patienten kommen konnte. „Dieweil nun“, so berichtet der Schreiber jener Ordisgeschichte weiter, „mancher unaussprechliche innerliche Hitze hatte, da her Hertz und Glieder hinfällig worden und noch darzu von außen mit Wärme und Schweiß geängstigt ward, war es nicht wohl möglich, alles miteinander wohl anzustehn, und mußten also die Menschen sterben und vor Hitze verschmachten.“ —

Volksskunde.

— In den wendischen Dörfern werden, wie der „Voss. Zeitung“ geschrieben wird, noch mancherlei alte Sitten während der Osterzeit ausgeübt. Ramentlich hält die erwachsene Jugend noch vielfach an dem Passionsfesten fest. An jedem Sonnabend Abend werden auf dem Dorfplatz von den Spinnstuben-Mädchen geistliche Lieder gesungen. Ein Mädchen, das gut singen kann, die Kantora, stimmt das Lied an. In der Osternacht ziehen die Mädchen singend die Dorfstraße entlang und singen vor jedem Hause eine Strophe des Liedes: „Jesus, meine Zuversicht“, bis kurz vor Sonnenaufgang. Danach begeben sie sich nach Hause und holen einen Wasserkrug, um mit diesem vom Dorfbrunnen das gesundheitsbringende Osterwasser heimzutragen. Bei dem Osterwasserschöpfen darf kein Wort gesprochen werden. Das Mädchen, dem es gelingt, die in der Mitte des Wades sich hinziehende sogenannte Wasserschnur in ihren Krug zu bekommen, soll im Laufe des Jahres besonders vom Glücke begünstigt werden. Bei diesem Geschäft werden die Dorfchönen oft von den Burchen mit einer Wasserspritze bespritzt, denn das Osterwasser soll die Eigenschaft haben, gesund zu erhalten. Trotz des nassen Strahles dürfen die Mädchen nicht einmal schreien, da sonst das heilige Wasser seine Kraft verliert. Auch das Vieh im Stalle muß mit Osterwasser bespritzt werden, damit es vor Krankheit verschont bleibe. Man behauptet, daß die Sonne beim Aufgange am Ostermorgen vor Freuden drei Sprünge ausführe. Für die Jugend ist das Osterfest ein froheres als das Weihnachtsfest, da jedes Kind zu Ostern neu eingekleidet wird. Am zweiten Feiertag gehen dann die feinen und buntgeputzten Kinder ihre Pathen besuchen, um ihre Ostergeschenke, die oft recht ansehnlich sind, zu holen. Wer vielemals Pathe oder Taufzeuge war, hat viele Gaben auszutheilen. Auch viele Oster Eier, doch nicht vom Osterhasen, den man hier garnicht kennt, gebrachte Marzipan-, sondern hartgelochte und buntgefärbte Hühner Eier werden zu Ostern an die Pathen vertheilt. Mit diesen wird lustig um Pfennige gewaleit. Es wird eine allmählig sich vertiefende Grube mit mehreren Kammern in sandiges Erdreich gegraben und die Eier in diese gerollt. Wer das Ei eines Mitspielenden trifft, erhält von diesem einen Pfennig ausgezahlt. —

Technisches.

— Die Industrie des Carborundums. Der Erfinder des aus Kiesel und Kohlenstoff bestehenden, durch beinahe

Diamanthärte ausgezeichneten Carborunds hat kürzlich über den Stand der darauf gegründeten Industrie berichtet. Wie die „Technische Rundschau“ der „Chem. Industrie“ entnimmt, hat im verfloffenen Jahre die Benutzung des Carborundums als Ertrag für Schmirgel Fortschritte gemacht und das Carborund sich überall mit Erfolg einführen lassen, mit Ausnahme der Kleinindustrie, wo die Fragis mittels Leim gebundenen Schmirgel vorzieht. Die Schwierigkeiten, welche sich hier der Einführung von Carborund entgegenstellten, liegen in der außerordentlichen Schärfe und Härte der Einzeltheile, insofern deren das zu behandelnde Metall tief eingerissen wird. Zum Poliren von Granit soll sich das Carborundum in den Granitwerken in Abadin (Schottland) vorzüglich bewährt haben; der Bedarf dieser Werke betrug am Ende des Berichtsjahres 25 Tons monatlich. Auch sind in der Bindungs- und Formungsmethode für Carborundräder erhebliche Fortschritte gemacht; die als Bindemittel dienende Porzellanmasse ist erheblich vermindert und zum Theil durch Eisen ersetzt worden, welches mit dem Porzellan verglast, gleichzeitig aber auch die Oberfläche der Carborundpartikeln chemisch angreift, so daß mit möglichst wenig Bindestoff ganz besonders feste und schneidfähige Scheiben entstehen. Auch mit der Herstellung von Carborundpapier und Leinwand hat man begonnen. Die Verwendung des nichtkristallinischen amorphen Carborunds als feuerfestes Auskleidungsmaterial für Ofen, feuerfeste Steine, Ziegel und dergleichen hat sehr gute Erfolge gezeitigt, und es ist daraus mit Sicherheit zu schließen, daß derselbe unter Umständen eine wichtige Rolle in der Eisenindustrie und Metallurgie spielen kann; im Gegensatz zu dem kristallinischen Carborundum ist das amorphe nicht löslich und angreifbar durch geschmolzenes Eisen. Der Preis für lösniges Carborundum beträgt 10—12 Cent; derjenige für pulverförmiges 8 Cent; die Produktion betrug 1898 — 759 Tons gegen 621 Tons im Vorjahre. —

Humoristisches.

— Eine gute Mutter. Elsa: „Wer war denn die schöne Dame, die mir eben ein Küßchen gab?“
Bonnie: „Aber Liebling, das war doch Deine Mama!“ —
— Drohung. Mama (auf der Straße zu ihrem Töchterchen, der eben ein Zahn gezogen wurde): „Jeanne, wenn Du nicht zu weinen aufhörst, werd' ich Dich nie mehr zum Zahnarzt führen!“ — („Jugend“.)
— Der angestregte Doktor. „Junger Mann, werden Sie nur kein Arzt! Gestern habe ich bis ein Uhr Nachts allein Rechnungen für meine Patienten geschrieben.“ —

Notizen.

— Séverin beginnt am Sonnabend einen Zyklus von Pantomimen im Metropol-Theater, nachdem er sich am Donnerstag in einer Matinee einem geladenen Publikum vorgestellt hat. —
— Die eben zu Ende gegangene Saison im New-Yorker „Metropolitan Opera House“ war pekuniär außerordentlich erfolgreich. Der Impresario Grau hatte einen Gewinn von 100 000 Dollars; Jean de Maczle erhielt 64 000, Marcella Sembrich 28 000, Vili Lehmann 26 000, Md. Nordica 25 000 und Van Dyl 23 000 Dollars. Vier Zehntel der 117 Vorstellungen bildeten Werke Richard Wagner's. —
— Ein Denkmal für den verstorbenen französischen Maler Pubis de Chavannes ist dem Bildhauer Rodin zur Aufstiftung übertragen worden. Die Büste wird auf einem Sockel thronen, an den sich eine Frauengestalt, die Muse der Malkunst, anschmiegt. —
— Die Kongo-Regierung hat beschlossen, sich an der Pariser Weltausstellung nicht zu betheiligen, obwohl die Vorbereitungen dazu bereits außerordentlich vorgeschritten waren. Der Beschluß ruft großes Aufsehen hervor. —
— k. Hausbibliotheken, die etwa 10—15 Bände stark sind, verwendet jetzt die New-Yorker freie Leihbibliothek in die von den ärmeren Klassen bewohnten Häuser. Eines der Kinder aus der Familie, zu der die Bücher geschickt werden, übernimmt das Amt des Bibliothekars. —
— k. Die Gesamtzahl der praktischen Aerzte in Großbritannien beträgt nach einer Statistik, die der „Lancet“ aufstellt, 34 994. Gegen das Vorjahr bedeutet dies einen Zuwachs von nur 96, während 1897 noch ein Zuwachs von 619 zu verzeichnen war. —
— Tausende von Zugvögeln sind im Wienerwald dem heurigen eisstarrenden Nachwinter zum Opfer gefallen. —
— Die „Times“ erhalten in einer ihnen aus Wimerenz von der französischen Küste mittels Marconi-Telegraph zugehenden Meldung folgende näheren Angaben über die Bedingungen der Experimente: Die Punkte, zwischen welchen die Experimente gemacht werden, sind South Foreland und Wimerenz, zwei Meilen nördlich von Voulogne, wo ein 150 Fuß hoher Pfahl aufgeschlantz ist. Die Distanz beträgt 82 englische Meilen. Die Experimente werden mittels des Morse-Alphabets ausgeführt. —
— Der französische Afrikareisende Mizon, der Administrator der Komoren-Insel Mayotte, ist plötzlich gestorben. —